

Dieter Langewiesche

Erfahrungen mit einem „anderen“ Forschungsprojekt

Wenn heute über die deutschen Universitäten gesprochen wird, ist die Grundstimmung stets gleich: Durch den Massenzustrom von Studenten zu unbeweglichen Dinosauriern verfettet, klammern sie sich an das Glanzbild vergangener Zeiten und warten schicksalsergeben auf die dunkle Zukunft. Sie mitzugestalten seien Professoren und Studenten, von den Politikern ganz zu schweigen, weder fähig noch willens. Selbsternannte Experten tragen diese düstere Botschaft unermüdlich in die Öffentlichkeit. Es genügt, hin und wieder eine Zeitung aufzuschlagen.

„Kaum Forschung, nur Leere“ lautete z.B. in der Süddeutschen Zeitung vom 9./10.3.1996 die Überschrift eines Artikels, in dem Josef Joffe die Gegenwart der deutschen Universitäten als die Verfallsgeschichte eines Molochs beschreibt, der sich beharrlich allen Reformforderungen verweigere: die deutsche Universität – ein „gewaltiges System der Ressourcen-Fehlsteuerung“, und nahezu alle seien zufrieden damit, vor allem Hochschullehrer und Studenten, aber auch Eltern und Politiker. Wer an der Universität arbeitet, wird dieses Zerrbild vielleicht rasch beiseitelegen wollen als das hämische Produkt eines Ahnungslosen, der nichts von den täglichen Mühen weiß, trotz der heutigen Arbeitsbedingungen an deutschen Universitäten die Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Ausbildung zu bewahren: die Verbindung von Forschung und Lehre. Doch gerade weil Joffes Artikel gegenüber den hochgelobten amerikanischen Hochschulen ebenso wirklichkeitsblind ist wie gegenüber den gescholtenen deutschen, dürfte er typisch sein für verbreitete Fehleinschätzungen in der deutschen Gesellschaft. Deshalb mag es vertretbar sein, dieses Buch nicht mit dem üblichen Bericht über den Forschungsstand einzuleiten und darüber, was an Neuem geboten wird, sondern mit einigen Bemerkungen, wie das Buch entstanden ist. Denn es steht für eine deutsche Universität, die es nach der Wahrnehmung derer, für die Joffe spricht, längst nicht mehr geben dürfte.

1992 hatten die vier Herausgeber, die an den Universitäten Freiburg und Tübingen und an der Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart tätig sind, ein Forschungsprojekt Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs entworfen, das 1993/94 zunächst vom Land Baden-Württemberg getragen und 1995/96 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde. Im Oktober 1995 hat ein Teil derjenigen, die an dem Projekt beteiligt waren, ihre Ergebnisse zur Geschichte des Ersten Weltkriegs und seiner gesellschaftlichen Wirkungen in Deutschland, England und Frankreich auswärtigen (auch ausländischen) Kolleginnen und Kollegen zur Diskussion gestellt. Daraus ist dieser Band hervorgegangen. Er präsentiert also eine Zwischenbilanz des Projektes und ist

zugleich für etliche der Autorinnen und Autoren ein Abschlußbericht. Denn viele von ihnen und die große Mehrzahl aller am Projekt Beteiligten waren Studentinnen und Studenten, die innerhalb des Projektes Gelegenheit hatten, ihre Examensarbeit zu schreiben, und dann nach dem Magister- oder Staatsexamen das Projekt und die Universität verlassen. Sie alle praktizierten forschendes Lernen. Das ist allerdings nichts Neues für sie, denn in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern ist es üblich, schon vor dem Examen in Seminaren begrenzte Forschungsthemen selbständig zu bearbeiten. Für die Examensarbeiten ist dies ohnehin die Regel – im Unterschied zu jenen goldenen Zeiten der deutschen Universität, die ihre gegenwärtigen Kritiker als Kontrast so gerne beschwören. Was heute als Examensarbeit abgegeben wird, wäre früher in vielen Fällen mit dem Dokortitel belohnt worden, und so mancher Doktor, der sich über die Leistungen heutiger Studenten mokiert, würde jetzt nur noch den glanzlosen Magistertitel erhalten.

Daß in unserem Projekt Studenten für ihre Examensarbeiten eigenständig geforscht haben, ist also in der deutschen ‚Massenuniversität‘ der Gegenwart durchaus nicht ungewöhnlich, wohl aber, in welcher Weise dies geschah. Denn diese Arbeiten waren eingebunden in eine Vielzahl von Lehrveranstaltungen und Projekttreffen, die jeweils mehrtägig an Wochenenden in Freiburg, Stuttgart und Tübingen stattfanden. Daneben haben die studentischen Teilnehmer in eigener Regie Exkursionen zu Kriegsschauplätzen durchgeführt, und sie organisierten zusätzlich mehrfach im Semester Treffen, auf denen sie untereinander, ohne Beteiligung der Projektleiter, aber gelegentlich mit geladenen Gästen, ihre Themen besprachen und über theoretische und methodologische Fragen diskutierten. So zog sich die Debatte über Mentalitätsgeschichte durch die Lehrveranstaltungen hindurch und ebenso durch alle Projekttreffen – durch die ‚offiziellen‘ mit den Projektleitern und durch diejenigen in studentischer Klausur. Für die aufwendigen Koordinationsaufgaben, die bei diesem Geflecht von Veranstaltungsarten an drei Projektorten entstanden, stellte das Wissenschaftsministerium des Landes Baden-Württemberg 1995/96 eine halbe Mitarbeiterstelle zur Verfügung und unterstützte finanziell die notwendigen Reisen.

Die Lehrveranstaltungen, die an den Universitäten Freiburg, Tübingen und Stuttgart im Umfeld des Projektthemas abgehalten wurden, boten auch Studierenden, die keine Examensarbeiten in diesem Themenbereich geschrieben haben, Möglichkeiten, an dem Projekt begrenzt teilzuhaben. Die Arbeitsintensität, die den Studierenden dabei abverlangt wurde, hat nicht zu einer Verlängerung der Examensphase geführt. Im Gegenteil, die üblichen Orientierungsprobleme gegen Ende des Studiums dürften durch die Einbindung in das Projekt vermindert und der Studienabschluß beschleunigt worden sein.

In dem engeren Kreis des Projektes werden aus den Forschungsmitteln des Landes Baden-Württemberg und der Deutschen Forschungsgemeinschaft fünf Doktorarbeiten finanziert, doch in Arbeit oder abgeschlossen sind weitere zwölf Dissertationen, die aus unterschiedlichen Quellen bezahlt werden. Neue

Doktorarbeiten, die auf Examenstudien aufbauen, zeichnen sich ab. Auch für sie müssen Finanzierungen außerhalb des Projektes erschlossen werden. Hinzu kommen einige wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verschiedener Universitätsinstitute, die an den Projekttreffen teilnahmen und ebenfalls zu diesem Band Beiträge beigesteuert haben.

Die Dissertationen bildeten den Kern des Projektes. Doch es war nicht um diese herum aufgebaut, denn die Examensarbeiten waren nicht minder wichtig. Bislang waren es vierunddreißig, die bis auf wenige abgeschlossen sind. Auch bei ihnen handelt es sich um Forschungsstudien, die neue Ergebnisse vorlegen, erarbeitet im Quellenstudium. Ich hebe das hervor, weil es hochschulpolitisch ermutigend ist, zu sehen, daß es auch unter den heutigen Bedingungen an den deutschen Universitäten möglich ist, Studenten an Forschung zu beteiligen. Auf die Verbindung von Forschung und Lehre zu bestehen, ist im Alltag der deutschen Universität also keineswegs eine wohlfeile Beschwörungsformel für Unbeweglichkeit.

Leicht ist es allerdings nicht, Forschung und Lehre derart intensiv zu verbinden – weder für die Studierenden noch für die Hochschullehrer. Unsere Forschungsförderung ist darauf nicht eingestellt, die Kapazitäts- und Lehrdeputatsverordnungen sehen es nicht vor – die vielen mehrtägigen Projekttreffen laufen nebenher, und so mancher ‚Reformer‘ hält Forschung ohnehin für einen Luxus, den man sich an den Universitäten leiste, statt den ‚Studentendurchlauf‘ zu beschleunigen. Doch forschendes Lernen heißt, die Fähigkeit einüben, sich selbständig ungelösten Fragen zuzuwenden, und diese Kompetenz bietet auch heute noch und gerade heute – das haben neuere Untersuchungen über den Berufsweg von Absolventen der Magisterstudiengänge übereinstimmend gezeigt – die beste Vorbereitung auf einen Arbeitsmarkt außerhalb des Staatsdienstes, der für Geisteswissenschaftler keine eindeutigen Berufsfelder mehr bereithält. Forschendes Lernen ist also kein Gegensatz zu einem berufspraktischen Studium. Nur so kann vielmehr die Universität auf Berufsansforderungen vorbereiten, die zum Zeitpunkt des Studiums niemand kennt.

Das Projekt Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs hat allen viel zusätzliche Arbeit abverlangt und allen Freude gemacht. Sonst hätte es sich nicht so dynamisch entwickelt. Dazu haben viele beigetragen, denen die Herausgeber und Projektleiter herzlich danken. Das Wissenschaftsministerium des Landes Baden-Württemberg gewährte unbürokratisch finanzielle Hilfen, um das Projekt in Gang zu bringen und danach, als die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Mittel zur Verfügung stellte, die zahlreichen Projekttreffen sowie die Tagung in Blaubeuren, aus der dieser Band hervorgegangen ist, durchführen zu können. Auch innerhalb unserer Universitäten fanden wir die Unterstützung, die wir brauchten. Der Kanzler der Universität Tübingen, Prof. Dr. Georg Sandberger, ebnete die Behördenwege und sagte sofort Hilfe zu, als zwischen der Förderung durch das Land und die DFG eine zeitliche Lücke zu drohen schien.

Die reichen Literatur- und Quellenbestände der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart waren für unser Projekt unverzichtbar. Irina Renz hat diese Schätze nicht verwaltet, sondern den studentischen Forscherinnen und Forschern erschlossen. Sie nahm auch an vielen Projekttreffen und an der Blaubeurener Tagung teil, hat diesen Band redaktionell betreut und die Abbildungen aus den Angeboten der Autorinnen und Autoren ausgewählt.

Zwei Kollegen haben das Projekt von Beginn an mit kritischem Rat begleitet: Wilhelm Deist (Universität Freiburg) und Friedrich Lenger (Universität Erlangen). Ihnen und den Kolleginnen und Kollegen, die gemeinsam mit ihnen im Oktober 1995 auf der Tagung im Heinrich-Fabri-Institut Blaubeuren der Universität Tübingen die Forschungsergebnisse diskutiert haben, danken wir herzlich: Richard Bessel (The Open University, Milton Keynes), Ute Daniel (Universität Braunschweig), Christoph Gradmann (Universität Heidelberg), Bernd Hüppauf (New York University), Alan Kramer (University of Dublin, Trinity College), Gunther Mai (Universität Erfurt).

Sie alle haben zum Erfolg des Unternehmens beigetragen. Ermöglicht aber haben ihn die Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit der Studentinnen und Studenten, die dem Projekt eine Entwicklung gegeben haben, die weit über das hinausging, was wir erhofft hatten, aber für uns gleichwohl nicht überraschend kam.